selbstbewußter sich die Mandschurin gegenüber der Chinesin gibt, was sehr sympathisch berührt.

Zwei sehr hohe Beamte des Auswärtigen Amts, Huwete und Alfred Sze, beginnen in diesem Winter als erste Chinesen hier in Peking ein großes Haus zu machen, und vor wenigen Tagen konnte man bei Exzellenz Hu schön gewachsene mandschurische Damen sich nach den Klängen europäischer Musik im twostep drehen sehen, während ihre chinesischen Kolleginnen wahrscheinlich neiderfüllt herumsaßen und sich nicht unter die Tanzenden getrauten. Da konnte man tiefdunkelbraune Augen vor Freude glänzen sehen, und schade ist es nur, daß sich die auch nach westländischem Geschmack hübschen Mandschurinnen ihre elfenbeinfarbige zarte Haut durch sehr starkes Schminken entstellen. Gerade diese fast durchsichtige Elfenbeinfarbe unter dem stets prächtigen starken schwarzen Haar bildet einen solchen anziehenden Kontrast.

Auf den Tees und Bällen der Gesandtschaft sieht man jetzt häufig mandschurische Damen, meist solche des hohen Adels, die sich in dem ganz fremden Milieu mit überraschender Sicherheit bewegen.

Eine Mandschurin kann nie, wie eine Chinesin, gegen ihren freien Willen gezwungen werden, zu heiraten; bleibt sie ledig bis an ihr Ende, so erhält sie mit kaiserlicher Genehmigung einen Triumphbogen, der ihr Andenken wach hält, und das Ansehen der Familie für alle Zeiten hebt.

Die Mandschurin geht im langen Kleid, auch sie trägt darunter, wie die Chinesen, Beinkleider, die am Knöchel zusammengebunden werden (übrigens haben beide im Hause die „Hosen“ — im Doppelsinn — an), jedoch deckt das Beinkleid der lange, rechtsgeschlossene und auf beiden Seiten geschlitzte Rock meist aus Seide mit breiter Stickerei am Schluß. Das auffallende ist bei den erwachsenen Mandschurinnen die breite mit Blumen und Edelsteinen, nachgemachten Schmetterlingen und Filigranwerk geschmückte Flügelhaube, an deren Stelle im Winter ein runder Pelzhut mit zwei langen gestickten Bändern hinten tritt. Ueber die hohe Frisur und die hohen Sohlen der gestickten Schuhe machen die Chinesen gerne ihre schlechten Witze, denn die Mandschurin lebt meist auf „großem Fuß“, während die Chinesin auch in den arbeitenden Klassen — abgesehen natürlich von den verkrüppelten „Lilienfüßigen“ — fast stets ganz lächerlich kleine Hände und Füße hat. Fast entstellend wirkt das starke Schminken mit rot und weiß, das sich übrigens auch auf die inneren Handflächen erstreckt. Die im Gesicht, besonders um die Augen und Backenknochen geschminkten Flächen sind merkwürdigerweise dabei scharf abgegrenzt und haben keinen Uebergang in die natürliche Farbe. Große Ohrgehänge, Ringe und Armbänder sind die Regel, jedoch hat die Mandschurin nicht eine solche ausgesprochene Sucht, sich mit Schmuck zu behängen, wie die oft wie wandelnde Juwelierläden aussehenden Chinesinnen.

Ruhig und selbstsicher schreiten noch heute die Mandschurinnen durch Pekings Straßen. Sie sehen dem Fremdländer unbeirrt und frei ins Gesicht, und so ein Blick aus den tiefen, großen, gar nicht geschlitzten Braunaugen trifft und bleibt im Gedächtnis haften. Auf allen großen Märkten, im Fremden-Hotel und besonders in den chinesischen Theatern sieht man die schönen Frauen mit den ruhigen, niemals hastigen Bewegungen, die Töchter der stolzen Eroberer die ihr heißes Temperament so geschickt zu maskieren verstehen.

Wie lange werden sie noch in ihrer Eigenart erhalten bleiben? Chinesen und Mandschus sind heute theoretisch gleichgestellt, sie können auch untereinander heiraten, und manches arme Mandschumädel bequemt sich heute der scharfen Zucht eines chinesischen Eheherrn an. Wohl kaum noch ein Menschenalter, und der Typ der stolzen, freischeitenden Mandschurin, die verachtend auf ihre kleinere chinesische Schwester blickt, wird verschwunden sein.

Fürs Album

Genieße, was du hast, als ob du heute,
Noch sterben solltest; aber spar' es auch,
Als ob du ewig lebtest. Der allein ist weise,
Der, beides eingedenk, im Sparen zu
Genießen, im Genuß zu sparen weiß.

Der bayrische Jubiläumstaler.

Anläßlich des 90. Geburtstages des Prinzregenten von Bayern hat der bayrische Staat mit Zustimmung des deutschen Bundesrates neue Fünf-, Drei- und Zweimarkstücke im Gesamtbetrag von 2½ Millionen Mark als Denkmünzen geprägt. Auf der Aversseite tragen die Münzen das von dem Bildhauer Prof. A. v. Hildebrandt entworfene und von dem Münzmedailleur Bäsch modellierte Reliefbild des Jubilars. Um das Bild läuft die Inschrift, die den Namen und Titel des Prinzregenten und die Jubiläumsdaten „1821—12. März 1911“ enthält. Die Reversseite trägt natürlich das übliche Gepräge der deutschen Münzen. Das neue numismatische Kunstwerk findet allgemeinen Beifall, denn der Kopf des greisen Fürsten ist darauf höchst wirkungsvoll dargestellt. Es ist dafür gesorgt, daß alle Welt die Münzen bewundern kann, denn ihre Zahl beträgt 900 000 Stück. Davon sind 100 000 Stück zu fünf Mark und je 400 000 Stück zu drei und zwei Mark. Noch nie sind bisher in Deutschland Jubiläumsmünzen von so hohem Gesamtwerte ausgegeben worden.

Lachstübchen.

— **Jubiläum.** Buchhalter (zum Chef): „Herr Goldstrauch, ich bin heute 25 Jahre hier.“ — „Da scheint es Ihnen ja bei mir gut zu gefallen, lieber Meyer!“

* * *

— **Aus einem Amtsbericht.** Ein milder Spender hat zur Feier seiner am 17. d. stattgehabten Silberhochzeit 500 Kronen für Ortsarme bewilligt. Mehrköpfige Familienväter und -mütter erhalten den Vorzug! Der Magistrat

Rätselecke.

Steigerungs-Rätsel.

1. Weißt du im Gasthaus, bringt dir der Kellner manchmal mich,
   Gesteigert in der Landwirtschaft bin stets zu finden ich.
2. Ich bin ein großer Künstler, lang ruh' ich schon im Grab,
   Gesteigert man der Polizei alsbald mich übergab.
3. In Italien eine Stadt, kennst du diese wohl,
   Die gesteigert einen Berg nennt dir in Tirol?

(Auflösung in der nächsten Nummer.)

Auflösung aus voriger Nummer.

Reim-Rätsel: wohl — Gift — Galle — Eid — Herzen — Gewebe.

Verantwortlicher Redakteur: Jos. Grunau in Neuß.
Druck und Verlag der Gesellschaft für Buchdruckerei in Neuß.

Der Hausfreund.

Nr. 43. ▼▼▼▼▼▼ Gratis-Beilage zur Neuß-Grevenbroicher Zeitung. ▼▼▼▼▼▼ 1911.

Kalenderspruch.

Lobst du den Tag vor dem Abend, so mußt du vielleicht es bereuen,
Oft, bei der sonnigen Glut, zieht ein Gewitter herauf.
Hat dir der Tag nicht gefallen, so blicke vertrauend zum Himmel,
Wenn das Gewölk sich verzieht, wird es am Abend noch schön.
Darum bescheide dich gerne, was immer der Himmel auch sendet,
Denn deines Lebens Geschick liegt in des Ewigen Hand!

Dichterstimmen der Gegenwart. Leonard Keller.

Sulamith.

Ein Roman aus dem modernen Tunis.

Von Erich Friesen.

16) [Nachdruck verboten.]

16.

Ein Schurkenstreich aus dem Hinterhalt.

Gefallen ist der Vorhang nach dem letzten Akt.

Vorbei der gewohnte Tumult: das wütende Klatschen, Rufen, Trampeln.

Das Publikum verzieht sich. Die Lichter löschen aus.

Mit hastigen Händen kleidet Sulamith sich in ihrer Garderobe um. Sie mag sich nicht gestehen, daß sie enttäuscht ist, den Vater nicht im Zuschauerraum entdeckt zu haben.

Nun rasch Toilette machen! Und hin zum Hotel Metropole, wo der Vater sicher bereits auf sie wartet!

Flink eilt sie die Treppe hinab, zum Ausgang.

Gerade will sie einen Wagen herbeiwinken — da tritt ein gallonierter Kutscher an sie heran.

„Mademoiselle Olivier?“

„Die bin ich.“

„Der Herr Graf St. Claire schickt mich, um Mademoiselle nach dem Hotel zu fahren.“

Sulamith nickt und steigt ein.

Fort rollt der Wagen.

Kein Schimmer von Argwohn regt sich in Sulamiths Seele. Sie zieht die weißseidenen Gardinen an den Wagenfenstern zusammen, schmiegt sich in eine Ecke der schwellender Polster und malt sich das Wiedersehen mit dem Vater aus.

Gewiß wird sie ihn überzeugen. Sie vertraut der Kraft ihrer Rede. Der Vater liebt sie. Und wenn sie ihm eindringlich vorstellt, daß ihr Lebensglück davon abhängt, so wird er nachgeben.

So versunken ist sie in ihr Grübeln, daß sie gar nicht merkt, wie bereits eine Viertelstunde vergangen ist. Und noch immer rollt der Wagen weiter und weiter.

Bis sie endlich ein seltsamer Lärm aus ihrer Versunkenheit reißt.

Flöten quitschen, Tamburins rasseln, Schellen klirren, Schilfrohrpfeifen schrillen — ein Spektakel, wie er nur im tiefsten arabischen Viertel zu finden ist, niemals aber in dem vornehmen europäischen Stadtteil, in welchem das Hotel Metropole liegt.

Sie zieht die Vorhänge auseinander.

Nur hohe Mauern, gewölbte Kaufläden, vergitterte Haremsfenster trifft ihr Blick. Und herumhockende Beduinen, die Wasserpfeife rauchend und Mokka schlürfend, vor sich hinstarren und sich schweigend an ihrer Nationalmusik ergötzen, die von einem nahen arabischen Cafe bis zu ihnen herüberschrillt.

Sulamith öffnet das Fenster und ruft den Kutscher an.

Der aber scheint sie nicht zu hören. Anstatt dessen peitscht er die Pferde an, so daß sie rascher davonjagen.

Sulamith will die Tür öffnen, um auszusteigen. Das Schloß will nicht nachgeben.

Seufzend sinkt sie in die Polster zurück.

Einmal muß diese rasende Fahrt doch ein Ende nehmen. Gewiß ein Mißverständnis, das bald seine Aufklärung finden wird! —

Und richtig — schon hält der Wagen mit einem plötzlichen Ruck.

Die Wagentür wird aufgerissen. Ein freundlich blickender alter Beduine will Sulamith beim Aussteigen helfen.

Doch diese wehrt ab.

„Ich bin in die Irre gefahren, Monsieur. Ich will nach dem Hotel Metropole. Mein Vater erwartet mich.“

„Ganz recht, Mademoiselle — der Graf St. Claire erwartet sie auch,“ erwidert der Alte in gebrochenem Französisch. „Aber nicht im Hotel Metropole, sondern hier, in diesem arabischen Hotel.

Und schon hilft er ihr beim Aussteigen und geleitet sie nach tiefer Verbeugung ins Haus.

Noch immer regt sich in Sulamiths Seele kein Argwohn. Sie ist trotz ihrer künstlerischen Triumphe noch vollkommen weltunerfahren; auch kennt sie den Vater von jeher als einen Sonderling. Wer weiß, was ihm plötzlich wieder durch den Kopf ging, daß er nicht im Hotel Metropole abstieg, sondern hier!

Trotzdem, als die Tür sich lautlos hinter ihr schließt, überkommt sie ein seltsames Gefühl.

Schweigend folgt sie ihrem Begleiter die mosaikgetäfelte Halle entlang.

Bis dieser eine vergoldete Tür öffnet und sich mit einer einladenden Handbewegung wieder zurückzieht.

Befangen blickt Sulamith sich um in dem mit raffiniertem Luxus ausgestatteten kleinen Raum.

Ringsum an den mit kostbaren Gobelins geschmückten Wänden schwellende, leuchtendseidene Divans und farbenprächtige Bilder. Den Boden vollständig bedeckend, ein dicker, weicher orientalischer Teppich. Von der vergoldeten, kuppelartigen Decke an goldener Kette herabhängend, eine rotverhängte Ampel, die den ganzen lauschigen Raum mit matter, lebenswarmer Glut überhaucht.

Sulamith setzt sich auf einen der Divans. Sie ist müde — wie stets, wenn sie mit ganzer Hingebung ihre Rolle durchgeführt hat. Unwillkürlich schließt sie die Augen.

Da hört sie, wie sich die Tür öffnet.

Sie springt auf.

„Vater! Lieber Vater!“

Doch mit einem leisen Aufschrei fährt sie zurück.

Nicht der Vater, sondern Sidi Assad steht vor ihr — mit einem Lächeln auf den Lippen.

Und doch fällt ihr sofort auf, daß sein Gesicht nicht die gewohnte Siegermiene, sondern einen scheuen, verlegenen Ausdruck hat und daß sein Blick den ihren meidet.

Wie ein Blitz durchzuckt sie die Erkenntnis der Gefahr, in der sie sich befindet.

„Wo ist mein Vater, der mich hierher rief?“ fragt sie erregt, den Kopf stolz in den Nacken werfend.

Mit unterwürfiger Miene tritt er näher an sie heran.

„Der Herr Graf ist noch nicht eingetroffen. Aber —“

Sie weicht von ihm zurück. Die Röte der Empörung schießt ihr in die Wangen. Nicht mehr zweifelt sie daran, daß Hinterlist sie in dieses Haus gelockt.

„Suchen Sie nicht, mich zu täuschen!“ ruft sie zornbebend. „Jenes Telegramm kam von Ihnen. Mein Vater hat damit nichts zu tun. Sie bauten auf meine Unerfahrenheit. Und Sie hatten recht: das Schäfchen ließ sich in die Höhle des Wolfes locken. Aber —“ und zu ihrer vollen Höhe richtet sie ihre

schlanke Gestalt empor — „von dieser Minute ab bin ich nicht mehr jenes dumme Schäfchen, Monsieur. Sie sind es, der mich gelehrt hat, den Menschen zu mißtrauen und an dem Mannes-wort zu zweifeln."

Er duckt sich wie eine Katze, welche die zum Schlage erho-bene Hand über sich sieht. Doch sofort findet er seine gewohnte Dreistigkeit wieder.

„Sie schmähen mich, Gräfin Sulamith. Und dabei hat mich die beste Absicht zu diesem Schritt verleitet," sagt er feurig.

„Die — beste Absicht?"

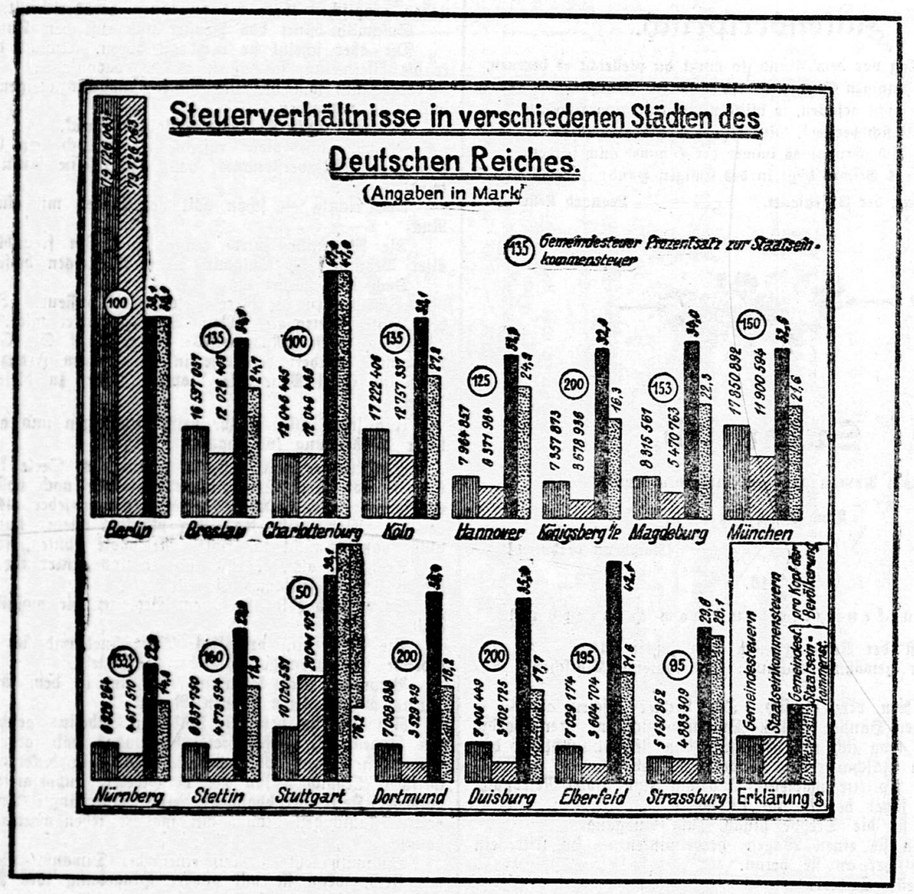
Er hält es für gut, die Verachtung in ihrer Stimme zu ignorieren.

„Ja, Gräfin. Ich bringe Ihnen Nachricht aus — Tripolis."

Fester faßt ihre Hand die Stuhllehne, auf die sie sich leicht stützte.

Kein Wort kommt über ihre Lippen. Aber ihre weitgeöffne-ten Augen, das Beben des feinen Mundes verraten ihre töd-liche Spannung.

Er sieht, daß er den richtigen Weg eingeschlagen hat, um ihr



Interesse zu erwecken. Mit einer leichten Verbeugung deutet er auf einen Sessel und bittet sie, Platz zu nehmen.

Sie schüttelt den Kopf. Stehend will sie die Nachricht emp-fangen, die ihrem Herzen Leben oder Tod bringt.

Er zuckt die Achseln, wie um anzudeuten, daß es ihm gleich sei, ob sie stehe oder sitze.

Dann sagt er erregt:

„Vergessen Sie eins nicht, Gräfin: was Sie auch hören mö-gen — in mir sehen Sie Ihren Sklaven. Vom ersten Augen-blick an, da ich Sie sah, liebte ich Sie. Ich sagte es Ihnen schon einmal, im Park des weißen Palastes. Damals waren Sie nicht so grausam wie jetzt. Die Glut Ihrer Wangen, das Beben Ihrer Lippen verriet mir, daß meine heiße Liebe bei Ihnen einen Widerhall erweckt hatte. Dann besannen Sie sich eines andern. Ich versuchte, diese Liebe zu ersticken. Ich stürzte mich in einen Strudel von Vergnügungen. Ich taumelte von Genuß zu Genuß. Vergebens. Nur um so heftiger flammte sie empor. Und diese Liebe hat sich gesteigert zur Leidenschaft! Ich kann nicht mehr ohne Sie leben! Willigen Sie ein, die Meine zu werden! Ich will Sie mit allem umgeben, was Ihr Herz begehrt; denn ich bin reich, unermeßlich reich! Golddurchwirkte Gewänder sollen Ihre herrliche Gestalt umhüllen. Perlen von unschätzbarem Wert sollen die Nacht Ihres Haares durchflechten. An Ihren Händen sollen Diamanten funkeln und anderes Edel-gestein. Eine Schar von Dienern wird Sie umgeben, gewärtig eines Winkes Ihrer kleinen Hand, die über das Wohl und Wehe, ja über das Leben Ihrer ganzen Umgebung entscheidet! Sagen Sie „ja", Sulamith! Erlösen Sie mich aus dieser Liebespein!"

Er ist zu ihren Füßen niedergesunken, mit bebenden Au-gen zu ihr aufblickend.

Sulamith ist sehr bleich geworden. Sie fühlt: diese Leiden-schaft ist echt, und ihrem echt weiblichen Empfinden tut es weh, ihm Schmerz bereiten zu müssen.

Vergessen ist im Moment all das Böse, das der Mann da vor ihr dem Vater und ihr angetan; vergessen auch die Hinter-list, mit der er sie in diese peinliche Situation brachte.

Er leidet. Das ist für sie genug.

„Sidi Assad —" sagt sie sanft — „Sie wissen, ich kann Ihre Liebe nicht erwidern; denn ich liebe einen andern!"

Er schnellt empor. Sein ganzes Wesen ist verändert. Haß, glühender Haß spricht aus jedem seiner Züge.

„Immer jener andere! Jener andere!" knirscht er. Können Sie den blonden Deutschen denn nicht vergessen?"

Voll Würde blickt sie ihn an.

„Ich bin seine Braut und werde ihm treu sein bis zum Tode!" sagt sie mit ruhiger Würde.

Hoch hat sie sich aufgerichtet. Eine Welt von Liebe und Zärtlichkeit strahlt aus den großen schwarzen Augen.

Sidi Assad stöhnt auf.

Welcher Liebe ist diese Frau fähig! Und diese Liebe ist nicht für ihn! Für jenen Fremdling ist sie, den er — —

Ein letzter Hoffnungsstrahl!

„Sulamith!" flüstert er, nach ihrer Hand fassend, die sie ihm rasch entzieht. „Wissen Sie denn nicht, daß jener blonde Frem-dling — tot ist?"

„T—t—tot? . . . . Ah!"

Wie der Aufschrei eines zur Strecke gebrachten Wildes ringt es sich aus ihrer Kehle.

Und noch einmal:

„Tot?!"

O, der Lüge, die soeben einem treuliebenden Frauenherzen den Todesstoß versetzte!

Sträubte sich nicht Deine Zunge, Verruchter, sie auszuspre-chen? Brennt sie Dir nicht die Lippen wund? Preßt sie Dir nicht das Herz zusammen, daß Du niederstürzen mußt vor der vor Entsetzen wie erstarrten Frauengestalt und bekennen:

„Glaube mir nicht! Es ist nicht wahr! Dein Geliebter — lebt!"

Nichts dergleichen. Sidi Assad schreckt nicht vor einer Lüge mehr oder weniger, wie sie dem eleganten Bummler so locker auf der Zunge sitzen, zurück. Sein leichtlebiger Sinn begreift gar nicht die Todesschauer, die ein treues Frauenherz befallen bei der Gewißheit:

„Das Liebste, das Du besitzest auf dieser Welt, Dein Ein und Alles, das Wesen, das Deinem Leben erst Wert und Inhalt verleiht, ist — tot!"

Mit einem leichten Wort will er das furchtbare Schweigen brechen.

Es will nicht über seine Lippen.

Die erhabene Größe dieses Schmerzes hält für den Augen-blick selbst den verwegenen Abenteurer, den skrupellosen Glücks-jäger, im Zaum.

Noch einen halb scheuen, halb höhnischen Blick wirft er auf das zur Medusa erstarrte Weib.

Dann drückt er den Hut in die Stirn und schleicht hinaus.

„Morgen ist auch noch ein Tag —" denkt er. „Vielleicht ist sie morgen anderen Sinnes!"

Drinnen aber liegt Sulamith auf den Knien, das Gesicht in den Händen vergraben. Konvulsivisches Schluchzen schüttelt ihren Körper wie im Krampf.

„Tot!" schreit ihre Seele auf. „Tot!"

(Fortsetzung folgt.)

Die Mandschurin.

Die Mandschurin nimmt unter den orientalischen Frauen eine Sonderstellung ein. Sie ist unbedingt eine eigenartige, uns Westländer sympathisch berührende Erscheinung, die freilich in dem Straßenbilde der himmlischen Hauptstadt immer seltener wird.

Die Nachkommen der im 16. und 17. Jahrhundert noch so kriegerischen Mandschuren, die am besten mit Bogen und Schwert umzugehen verstanden, die fest im Sattel saßen, dem Feind gern grimmig ins Antlitz schauten und den Schätze sammelnden Kauf-mann gründlich verachteten, die daher auch den damals schon hochzivilisierten Chinesen als rauhe Barbaren erschienen, haben sich den Besiegten in dieser Beziehung assimiliert. Niemand kann heute einen Mandschuren von einem Chinesen unterscheiden, ob-gleich jene sich fast durchweg noch rein im Blute erhalten ha-ben und auf ihre wohlregistrierte Abstammung nicht wenig stolz sind. Kleidung, Haartracht, Haus und Sitten: alles ist gleich geworden, und wie ein merkwürdiges Phänomen mutet es uns heute an, daß die stolzen, frei auf unverkrüppelten Füßen dahin-schreitenden, temperamentvollen Frauen bisher noch dem enormen Anpassungsvermögen der Chinesen entgangen sind und einen Typ für sich darstellen. Man kann sie hier in Peking auf den ersten Blick unterscheiden, und besonders stark ist der Kontrast zwischen der feingliedrigen, fast zerbrechlich und überzüchtet aussehenden Südchinesin und einer großen, gut gewachsenen, meist urgesun-den Mandschurin.

In einem chinesischen Haus, besonders in einem nicht sehr mit irdischen Glücksgütern gesegneten, wird die Geburt eines Mädchens nicht gerade mit besonderer Freude begrüßt. Wächst die Kleine heran, so werden ihr die männlichen Geschwister in jeder Weise vorgezogen; denn ein Mädchen wird niemals die Opfer für die Ahnen vollziehen können. Auch die Mandschus werden mehr durch die Geburt eines Sohnes erfreut als durch die einer Tochter, aber wächst diese auf, so hat sie eine weit angenehmere und unabhängigere Stellung in Haus und Familie als ihre chinesische Schwester. Solange die Mandschurin unver-heiratet ist, muß mit ihr im Hause gerechnet werden, sie steht theoretisch gleich im Rang mit einem Bruder und stets vor dessen Frau, mag diese auch doppelt so alt wie sie und vielleicht schon verheiratet gewesen sein, als sie noch gar nicht das Licht der Welt erblickt hatte. Sie geht in manchen Fällen sogar vor ihrer eigenen Mutter, denn sie ist ja reineren Blutes, da ihre Mutter aus einer anderen Familie ist.

Das Gesetz gibt der ältesten Tochter weitgehende Besitzrechte; ohne ihre Zustimmung kann der Vater seinen Grundbesitz z. B. nicht verkaufen. Sie kann im Hause ihres verheirateten Bruders nach Belieben aus- und eingehen und hat sogar das Recht, sich in seine privaten Angelegenheiten, z. B. Kindererziehung, einzu-mischen; denn die Mutter der Kinder ist ja nicht blutsverwandt.

Außer dem Hause ist sie wohl unter allen Orientalinnen die-jenige, die sich der größten Freiheit erfreut, und uns Euro-päern, die wir jetzt zuweilen schon mit chinesischen Familien in Verkehr treten, fällt es ganz besonders auf, wieviel freier und